

Abrüstung und Aufrüstung

Das Wettrennen beginnt

Es ist doch heute schon so, daß man etwas verwundert aufschaut, wenn in den Uberschriften der Tagespresse das Wort Abrüstung auftaucht. Aberthats Jahre lang hat das Thema der Abrüstung die Weltöffentlichkeit vor allen anderen beschäftigt. Es erweckte Hoffnungen und Enttäuschungen, je nachdem, wie der Verlauf der Verhandlungen der Genfer Konferenz war. Die Kabinette der Hauptmächte entwarfen Pläne, um das große Ziel der Verminderung der Rüstungen zu erreichen, und sie spannten Intrigen und suchten Winkelzüge, um eine klare Stellungnahme zu dem Problem zu verhindern. Seitdem Deutschland des unwürdigen Spiels müde wurde und am 14. Oktober des vergangenen Jahres die Abrüstungskonferenz verließ, hat sie eigentlich nicht mehr recht gewußt, was sie tun sollte. Denn ihre heimliche Aufgabe, so wie wenigstens die von Frankreich geführte Mächtegruppe sie in Genf aufgabte, war ja nicht die Herbeiführung einer effektiven Abrüstung gewesen, sondern die Ausarbeitung einer Formel, mit der man nach außen den Schein wahren wollte, in Wirklichkeit aber die tatsächliche Rüstungsverminderung der auferüsteten Staaten auf unbestimmte Zeit vertagte und gleichzeitig Deutschland, das unter dem diskriminierenden Statut von Versailles stand, um die ihm feierlich zugesicherte Gleichberechtigung betrog. Als Deutschland erklärte, an den Verhandlungen solange nicht mehr teilnehmen zu können, wie die Grundvoraussetzung seiner Mitwirkung, eben die Gleichberechtigung, nicht erfüllt sei, schloß den Spiegelschleim von Genf das Thema. Man ging auseinander, hat ab und zu in immer länger werdenden Zwischenräumen, das Büro der Konferenz noch einmal zusammentreten lassen, ohne daß man auch dabei etwas anderes hätte tun können, als immer neue Vertagungen zu beschließen. Und endlich hörte man überhaupt nichts mehr von der Abrüstungskonferenz. Uebrig geblieben war eigentlich nur ihr Präsident, Herr Henderson, der die Lösung der ihm gestellten Aufgabe sicherlich eifrig wollte, der bei all seinen Bemühungen, die Dinge durch Fühlungnahme mit den maßgebenden Kabinetten der Weltmächte wieder in Fluß zu bringen, doch aber eigentlich immer vergeblich antischandbrüerte.

Und nun mit einem Male kommt eine Meldung, die zunächst so aussieht, als sollte die Abrüstungskonferenz wieder aufleben. Herr Avenol, der Generalsekretär des Völkerbundes, ist nach Paris und London abgereist um dort Entscheidungen über das weitere Schicksal der Konferenz herbeizuführen. In London will er vor allen Dingen mit Henderson sprechen. Anlaß dafür, daß Avenol das Thema „Abrüstung“ mit einem Male wieder anspricht, ist die für den 20. November geplante Tagung des Völkerbundesrats, mit der gleichzeitig eine Sitzung des Büros der Abrüstungskonferenz verbunden werden soll. Aber die Dispositionen des Herrn Avenol leben keineswegs eine Reaktivierung der Konferenz vor, sondern im Gegenteil, er möchte die unruhigbare Angelegenheit für möglichst lange aus dem Geschäftsgang ausschalten, und sein Ziel ist, eine Vertagung bis mindestens zur Mitte des nächsten Jahres zu erreichen. Mitte 1935, das ist ein Termin, der in recht weiter Ferne liegt, und Herr Avenol wird der Meinung sein, man brauche sich heute noch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie die Welt dann aussehen wird.

Umso mehr tun das diejenigen, die immer auf Seiten der Abrüstungsgegner standen. Im Finanzausschuß der französischen Kammer hat der Kriegsminister Marschall Petain eine Rede gehalten, in der nicht von Abrüstung, wohl aber von weiterer härtester Aufrüstung des bereits wie kein anderer Staat in der Welt hochgerüsteten Frankreichs gesprochen wird. Nicht weniger als 800 Millionen Franken fordert Petain an neuen Krediten für militärische Zwecke. Er hat sich außerdem für die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ausgesprochen und ist damit noch über die bisherige Stellungnahme des Kabinetts Doumergue zu dieser in Frankreich heiß umstrittenen Frage hinausgegangen. Man sprach bisher von der Verlängerung der Militärdienstpflicht auf zwei Jahre und wollte auch nicht auf einmal durchzuführen, weil man damit namentlich auf den scharfen Widerstand der Linksparteien stieß, sondern wollte sich zunächst mit einer Erhöhung auf 15 oder 18 Monate begnügen. Nun geht Herr Petain aufs Ganze. Er begründet das natürlich mit der Sicherheit Frankreichs.

Befremden diese Töne aus Paris nicht, so ist man umso überraschter über die Wandlung, die der englische Premierminister Macdonald inzwischen durchgemacht hat. Von ihm stammt jener der Genfer Konferenz vorgelegte Abrüstungsplan, der, bei allen Einwendungen, die gegen manche seiner Einzelheiten zu machen waren, das Problem der Rüstungsverminderung tatkräftig und konkret anpacken wollte und der in der Theorie eine Zeitlang die von allen Mächten angenommene Grundlage der Genfer Verhandlungen bildete. Macdonald war eine der härtesten Hoffnungen aller derer, die an Abrüstung glaubten. Jetzt hat er in London bei einem Frühstück der Parlamentsfraktion der Nationalen Arbeiterpartei eine Rede gehalten, in der er davon sprach, daß England seine Rüstungen auf ein Mindestmaß herabgeleitet habe. Dadurch sei es Gefahr gelassen. Es habe das getan, um der Welt zu zeigen, daß es aufrichtig sei. Andere Mächte seien nicht ganz so von der Friedensliebe erfüllt gewesen wie England. Und daraus zieht Macdonald die Schlußfolgerung: „Soweit ich in Betracht komme, möchte ich jetzt sagen, daß es für uns nunmehr notwendig ist, angesichts des Beispiels, das uns eine Nation nach der anderen gibt, Schritte zu tun, um uns in der Welt zu schämen.“ Macdonald bekennt sich damit unumwunden zu dem neuen Kurs der Wehrpolitik, der sich in England in den letzten Monaten schon ankündigt und der die härteste Aufrüstung zu Lande, zu Wasser und in der Luft will. Die Pläne verlangen die Aufstellung eines Expeditionskorps, die Weiterentwicklung der technischen Waffen, die Schaffung eines Landesverteidigungskorps, beschleunigte Luftaufrüstung bis zur Zahl von insgesamt 1700 Flugzeugen, die Errichtung neuer zahlreicher Flugflughäuser, die Erhöhung des Personal der Luftstreitkräfte und ebenso eine Ausweitung des Marinebauprogramms, das bereits jetzt 61 auf Stapel liegende Schiffe und die Ausrüstung von 25 weiteren in sich schließt.

Am selben Augenblick, in dem Herr Avenol in London antrifft, um mit Herrn Henderson über das Schicksal der Abrüstungskonferenz zu sprechen, fallen wichtige grundlegende Entscheidungen, die die letzten Schranken für den hemmungslosen Rüstungswettlauf wegziehen.

Nationalsozialist sein, heißt Opfer bringen!

Ich suchte einen alten Freund auf. „Du solltest in die Fremdenlegion gehen!“ jagte er. „Da brauchen sie immer tüchtige Männer.“

Mich durchfuhr ein Schreck. Am Himmelswillen! Fremdenlegion? „Kann man denn als Däne in die Fremdenlegion gehen?“ meinte ich zweifelnd. „Schlimm genug, daß schon so viele Deutsche hingegangen sind.“

„Anstun“, winkte mein Freund ab, „denk“ an den Prinzen Tage aus Kopenhagen. Das ist ein Mann von königlichem Geblüt, der in der Legion Dienst tut und sich gut dabei fühlt.“

„Als einfacher Legionär?“

„Natürlich nicht — als Kommandeur!“

„Ach so.“

„Nach Dir keine Gedanken!“ jagte mein Freund, „drüben wirst Du mit Leichtfertigkeit Vorgeföhrt. Du warst ja schon Leutnant — da werden sie Dich schnell befördern. Ich für mein Teil glaube nicht an die Abfreckungsmärchen über die Fremdenlegion...“ — Nun, ich möchte einmal hören, wie er heute darüber denkt, nachdem selbst Kopenhagener Zeitungen über jenen unglücklichen dänischen Legionär berichteten, der in seiner Verzweiflung desertierte, zu fünf Jahren Verbannung nach Cayenne verurteilt wurde und die ganzen Jahre buchstäblich mit angeketeten Füßen lag, so daß er heute noch durch Kopenhagen, wo er jetzt arbeitet, humpeln muß, weil er nicht laufen kann. Außerdem war er irrtümlich aus der Liste der Lebenden gestrichen worden und mußte sechs Jahre „als Toter“ in Kopenhagen leben, weil er keine neuen Papiere bekommen konnte. Selbst seine vor 20 Jahren erfolgte Heirat mußte noch einmal bezeugt werden — solange war er offiziell „tot“. Nun „lebt“ er wieder und hat seine Staatsbürgerrechte vom Ministerium bekommen.

Ein Mann tritt in die Fremdenlegion

Aber alles das mußte ich 1932 nicht, und ebenso kannte ich nicht das entsetzliche Leben in Marokko. So ließ ich mich überreden, ließ mir von meinem Freund Reisegeld und fuhr nach Paris.

Auf dem Werbebüro der Fremdenlegion war großer Betrieb. Ich wurde ärztlich untersucht und gefragt, ob ich bereit sei, auf fünf Jahre in der Legion Dienst zu tun. Ich bejahte. Papiere wurden nicht geprüft. Ich hätte an-

Der I.M.R.O.-Führer Michailow

Bis zu dem unheilvollen Tage des Attentats von Marseille haben nicht allzu viele Menschen in Europa außerhalb des Balkans gewußt, was die I.M.R.O. ist, und was sie für die Politik auf dem Balkan bedeutet. Wenn auch noch nicht alle Häden aufgedeckt sind, die hin zu den Schüssen von Marseille führen, unterliegt es doch heute keinem Zweifel mehr, daß zum mindesten ein großer Teil der Verschwörerbande sich aus den Kreisen der I.M.R.O. zusammenschloß. Von Georgiew, dem Manne, der die tobbringenden Schüsse auf Alexander und Barthou abgab, steht es einwandfrei fest, daß er der I.M.R.O. angehörte, ja, daß er vor einigen Jahren sogar der Chauffeur des vielgenannten letzten Führers Michailow gewesen ist.

Natüremäßig wurde die Frage aufgeworfen, ob Michailow selbst mittelbar für den Anschlag verantwortlich gemacht werden kann oder nicht. Man wußte lediglich, daß er um die Mitte des Jahres aus Mazedonien in die Türkei geflüchtet war. Vor einigen Tagen wurde die Meldung verbreitet, daß die türkische Polizei Michailow verhaftet habe, und daß daraufhin Bulgarien und Südslawien Auslieferungsanträge gestellt hätten, um durch seine Vernehmung die letzten Hintergründe des Marseiller Attentats zu entwirren. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Meldung in dieser Form falsch ist. Michailow hat die türkische Behörde gewissermaßen um Schutz gebeten, die ihm auch als politischen Flüchtling gewährt wurde. Er befindet sich in einer entlegenen Provinz in Karamuni, wo er im übrigen persönlich unbelästigt in Freiheit zu leben hofft.

Ob es ihm allerdings gelingen wird, auch für die Zukunft in Sicherheit zu bleiben, ist eine andere Frage. Wegen des Marseiller Attentats wird ihm dabei weniger Gefahr drohen als aus den eigenen Reihen. Die „Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation“, von der die Abführung I.M.R.O. stammt, ist nämlich schon seit langem nicht mehr die nationale Einheitsbewegung, die sie bei ihrer Gründung im Jahre 1903 war. Ihr erstes Ziel, die Befreiung von der türkischen Herrschaft, war nach dem ersten Balkankriege erreicht. Im gleichen Zeitpunkt begann aber auch ihr innerer Zerfall, denn unter dem Einfluß der verschiedenen Führer der bulgarischen, serbischen und griechischen Mazedonier legte in ihren eigenen Reihen Zwietracht und Feindschaft ein. Als sich die Siegermächte des ersten Balkankrieges über die Teilung Mazedoniens nicht einigen konnten, kam es zum zweiten Balkankrieg, in dem Bulgarien unterlag. Im Bukarester Frieden einverleibten Serbien und besonders Griechenland die wertvollsten Gebiete Mazedoniens ihren Staaten.

Nun änderte die I.M.R.O. ihre Angriffsbewegung. Da in den an Serbien und Griechenland abgetretenen Gebieten noch viele bulgarisch sprechende Mazedonier lebten, erblickte sie im Anschluß an Bulgarien die Möglichkeit der Befreiung. Sie war es, die im Herbst 1915 den entscheidenden Anstoß zum Eintritt Bulgariens in den Weltkrieg an der Seite der Mittelmächte gab, weil sie nach einer Befreiung Serbiens die Befreiung der verlorenen Brüder erhoffte. Der Ausgang des Krieges machte allerdings die Hoffnung ein Ende, denn im Frieden von Neuilly mußte Bulgarien Teile von dem mazedonischen Gebiet, das es 1913 erhalten hatte, an Serbien abtreten, sodaß sich der Haß der mazedonischen Freiheitskämpfer gegen das neu gebildete Jugoslawien verstärkte.

In der Folgezeit verlegte die I.M.R.O. ihren Sitz und

Vom Kavallerie-Leutnant

zum Wüstenkuli

Legionär 588 enthält . . .

Wahrheitsgetreuer Lebensbericht über die Tragödie eines nordischen Offiziers

I. Fortsetzung

Ausgestoßen und verjemt . . .

Es war aus mit mir, rettungslos vorbei. „Gute Freunde“ von mir benachrichtigten sofort meine alte Mutter von dem Kriegesgerichts Urteil — die Nachricht muß sie fürchterlich getroffen haben.

Zwei Tage später erhielt ich ein dringendes Telegramm aus meinem Heimatort. Ich rief es auf. Vom Ortsvorsteher.

„Ihre Mutter gestern Abend an Herzschlag verschieden. Bürgermeisteramt.“

Nichts weiter, nur diese verhängnisvollen, trockenen acht Worte. Ich rang nach Luft. Meine Mutter, die gute, alte, liebe Frau — die Verzweiflung übermannte mich. Nun war alles für mich aus, alles, alles . . .

Wissen Sie, was es heißt, ausgestoßen und verjemt zu sein? Wissen Sie, wie das ist, wenn alles mit dem Finger auf einen zeigt und sich zutuschelt: „Das ist er, der Bursche — man hat ihn aus der Armee hinausgeworfen!“

Ich suchte alte Bekannte auf. Vergessens. Ach, der? Sofort schlug die Tür wieder ins Schloß. Weg um Weg war vergebens — die Türen blieben versperrt für einen degradierten Offizier der Armee. Heute verführe ich es. Die Schuld lag bei mir. Aber nicht schuld daran war ich, daß mir niemand die Hand zur wirtschaftlichen Wiederaufrichtung reichen wollte. Gewiß, ich kannte Fabrikbesitzer — aber konnte man ihnen zumuten, einen Menschen einzustellen, der auf seinen Vorgesetzten in sinnloser Wut eingeschlagen hatte, ohne an die einfachsten Regeln zivilisierten Verhaltens zu denken?

Frankreich lockt in Skandinavien

Meine Lage war hoffnungslos. Nirgends Aussicht auf Hilfe, Arbeit, Wiederaufrichtung — überall verschlossene Türen.

geben können, was ich wollte — die Legion nimmt, solange ihr nicht schwarz auf weiß das Gegenteil bewiesen wird, jeden, der sich bei ihr meldet. So manchen hat sie allerdings hinterher aus Marokko wieder ausliefern müssen, wenn die Stabschefbehörden dahinter kamen und ihre Ansprüche durch die Gesandtschaften geltend machten.

Man drückte mir ein Werbegeld in die Hand, und am Abend durften wir in einer Kantine trinken. Eine entsetzliche Hitze lag über dem Raum, und jeder trank daher, soviel er konnte. Die meisten lekten ihr ganzes Werbegeld in Rotwein um, und es war vier Uhr früh, als wir endlich ins Bett trafen. Wir schliefen in einer Hilstaserner, auf Betten, von denen drei übereinanderstanden.

Am anderen Morgen wachte ein mürrischer Unteroffizier, dann wurden wir notdürftig eingekleidet und unter schwerer Bewachung zum Bahnhof transportiert. Links und rechts marschierten Soldaten mit aufgespanntem Gewehr. Am Abend endlich ging die Reise los.

Mit 20 Mann im Viehwagen nach Marseille

Es war eine fürchterliche Fahrt. Wir waren 20 Mann und wurden alle in einen Viehwagen gestopft, den wir nicht oor Marseille verlassen durften. Ein Schnellzug braucht nur einige Stunden dorthin — wir fuhren Tage und schreibe 38 Stunden! Fahren konnte man es überhaupt nicht nennen. Wir wurden durcheinandergerüttelt wie die Heringe und konnten unterwegs kein Auge schließen. Die meisten der Angeworbenen sangen, andere hockten sich in eine Wagensede und spielten Karten. Wie in meinem Leben habe ich je eine derartige Fahrt gemacht wie von Paris nach Marseille in diesem Viehwagen.

Am Ziel hatten wir zwei Tage Aufenthalt. Das Schiff nach Algier war noch nicht im Hafen eingelaufen. Diese zwei Tage verbrachte ich als Küchenhilfe. Ich glaube kaum, daß ich mich als ehemaliger Leutnant besonders dazu eignete, aber da der Unteroffizier gerade mir den Befehl erteilt hatte, vermochte ich nichts dagegen zu tun. Morgens mußte ich den Fußboden waschen und den übrigen Tag Teller, Pfannen und Töpfe schrubbten. Das ging bis tief in die Nacht. Todmüde fiel ich nachts in mein Bett — oder vielmehr auf mein Lager, denn von einem richtigen Bett konnte nicht die Rede sein.

(Fortsetzung folgt.)

ihre Tätigkeit ganz nach Bulgarien, wo sie ein kaum noch erträgliches Terrorregiment ausübte, sobald sich die bulgarische Regierung ihren Wünschen nicht gefügig zeigte. Die Haupt-Argumente der I.M.K.O. waren Dolk, Gift und Bombe. Bei ihrer inneren Uneinigkeit kam es zeitweilig zu erbitterten Feinden der einzelnen Richtungen untereinander, die meist mit der Ermordung der Führer endete.

Nach der Ermordung des Generals Protogerow 1928 war Michailow der Führer der I.M.K.O. Er hatte eine besondere Terror-Organisation gegründet, die blindlings seinen Befehlen folgte. Angezählte Mordtaten, die in die Tausende gehen sollen, kommen auf sein Konto. So fanatisch er gegen Andersdenkende vorging, so unachtsamlich war er auf der anderen Seite gegen Disziplinlosigkeit in den eigenen Reihen. Selbst kleine Ueberschüsse oder Diebstähle bestrafte er mit dem Tode. Außenpolitisch hielt sich Michailow etwas juristisch, vielleicht aus dem Grunde, weil er das Ziel der mazedonischen Einheitsbewegung vor den europäischen Mächten nicht in Mißkredit bringen wollte. Nur in einem Punkte war er unnachgiebig, in der Frage des Ausgleichs zwischen Bulgarien und Südslawien. Allen hierauf gerichteten Bemühungen der bulgarischen Regierungen lehnte er den heftigsten von händigen Terrorakten begleiteten Widerstand entgegen. Da König Boris schon seit langem erkannt hatte, daß aus politischen und wirtschaftlichen Gründen eine Ausöhnung mit Jugoslawien erfolgen müsse, begann langsam aber ständig härter während der Widerstand gegen die I.M.K.O. Schon unter der Regierung Ruzhanow wurde Michailow zeitweilig interniert, den entscheidenden Schlag führte im Frühjahr dieses Jahres die neue autoritäre Regierung Georgiew, die in die mazedonischen Gebietsteile Truppen einmarschieren ließ und die gesamte Organisation zerrümmerte. Außerdem wurden zahlreiche führende Persönlichkeiten verhaftet. Da die mazedonische Bevölkerung seine Hand regte, um der I.M.K.O. zu helfen, sah sich Michailow gezwungen, aus Bulgarien zu flüchten.

Zum 175. Geburtstag Schillers

Die Landesstelle Württemberg des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda teilt mit:

In keinem deutschen Land ist die Dichtkunst so zu Hause, wie gerade in Schwaben. Wenige Bauernhäuser gibt es, in denen nicht neben der Bibel ein Band Schiller steht, wenige Schwaben, die nicht einmal ein dichterisches Genie in sich entdeckten und einige Verse schmiedeten, kaum ein Ort, der nicht seinen Hausbesitzer hat, der in mehr oder weniger klapprigen Versen die örtlichen Geschehnisse unter die Lupe nimmt.

Es ist darum kein Wunder, daß der Tag des 175. Geburtstages Friedrich Schillers am 10. November vom schwäbischen Volk in einer Weise gefeiert wird, wie selten ein Fest. Die Feiern in Stuttgart und Marbach stehen natürlich im Vordergrund. Aber auch die anderen Städte und Ortschaften werden nicht zurückstehen wollen. Überall wird die Parteilorganisation die Bevölkerung zu einer Schillerfeier zusammenrufen, die der Bereicherung Ausdruck geben soll, die dem Namen Schiller in Württemberg entgegengebracht wird.

Die Vorbereitungen gehen ihrem Abschluß entgegen. In Marbach ist der Ausbau an das Schillermuseum vollendet und Geheimrat Dr. Otto von Güntter hat bereits das umfangreiche Material, das bisher wegen Raummangels der Öffentlichkeit nicht zugänglich war, aufgestellt. Auf der Wiese vor dem Museum werden eben die Tribünen aufgeschlagen. Eine künstlerisch ausgeführte Plakette, die um 20 Pfennig zu kaufen sein wird, ist dazu bestimmt, den Tausenden, die vor dem Museum auf der Wiese Platz finden können, als Eintrittsausweis zu den Feiern zu dienen. Ein von der Landesstelle Württemberg herausgegebenes Plakat wird im ganzen Land für den Besuch der Feiern in Stuttgart und Marbach.

In Stuttgart steht zusammen mit den Aufführungen der Staatstheater und einer Rundgebung des Schwäb. Sängerbundes, die große Schillerfeier des Reichslandvolkes Stuttgart im Hofsaal der Liederhalle im Mittelpunkt des Interesses. Die Einzelheiten des Programms sind im Wesentlichen durch frühere Veröffentlichungen bekannt und werden später noch einmal ausführlich in der Presse behandelt.

Die starke Beachtung, die die württembergischen Schillerfeiern im ganzen Reich genießen, geht schon daraus hervor, daß Mitglieder der Reichsregierung und viele bekannte Persönlichkeiten des literarischen und kulturellen Lebens und der Partei ihr Erscheinen in Marbach und Stuttgart zugesagt haben.

Eingabe des Sparerbundes zur Frage der Fälligkeit der Aufwertungshypotheken

Der Sparerbund Württemberg-Baden e. V. teilt uns mit:

In einer Eingabe an das Reichsjustizministerium hat der Sparerbund Württemberg-Baden erneut auf die vom Sparerbund für das Deutsche Reich dem Reichsjustizministerium unterbreiteten Vorschläge zur Regelung der privaten Aufwertungshypotheken am 1. Januar 1935 hingewiesen, die in der Presse bereits bekanntgegeben worden sind. Der Sparerbund befaßt sich nur mit den in privatem Besitz befindlichen Aufwertungshypotheken, weil die Hypothekendarlehen, Sparkassen und Versicherungsgesellschaften, bei denen die Verhältnisse besonders liegen, sich bereits festgelegt haben. Der Sparerbund wendet sich gegen die Verlängerung des Moratoriums über den 31. Dez. 1934 hinaus. Schon die Festsetzung eines einheitlichen Fälligkeitstermins im Aufwertungsgebot, die damals zugunsten der Schuldner und auf Kosten der Gläubiger erfolgte, sei eine vollwirtschaftliche Unmöglichkeit gewesen, weil niemals der gesamte Hypothekend Bestand auf einen Tag abgelehrt werden konnte. Jede neue Festsetzung eines solchen Termins sei verkehrt und ändere an der Sache nichts Wesentliches. Man müsse den Mut haben, irgendwann einmal wieder von einem solchen allgemeinen Termin abzugehen und bei den privaten Aufwertungshypotheken den Schuldner wieder auf die unmittelbare Verbindlichkeit mit seinem Gläubiger zu verweisen. Der Schuldner habe den Gläubiger seinerzeit auch gefunden, als er seine Mißhilfe zum Bau oder Erwerb eines Hauses brauchte. Er hat ihn selber vielfach deshalb nicht wieder gefunden, weil es für ihn bequemer war, sich hinter den Schutz des Staates zu stellen. So habe sich da und dort eine Schuldnermoral herausgebildet, die wesentlich mit Schuld ist an der Erschütterung unseres inländischen Kreditwesens.

Die Eingabe wendet sich weiterhin auch gegen die Umwandlung der Aufwertungshypotheken in Tilgungshypotheken. Man müsse bedenken, daß dadurch der Rest von einem Viertel der ursprünglichen Hypotheken noch weiter atomisiert werden würden, so daß die Gläubiger mit die-

sen Splitterchen seines Vermögensrestes vollwirtschaftlich nichts anfangen könnte. Der Gläubiger benötigt diese Vermögensreste teilweise zur Fristung seines Lebensunterhaltes, teilweise hat er auch anderweitige Verpflichtungen eingegangen, denen er nun nachkommen muß.

Der Sparerbund bittet deshalb dringend um Ablehnung einer allgemeinen Verlängerung des bisherigen Moratoriums und der geforderten Umwandlung in Tilgungshypotheken, die für die privaten Hypothekengläubiger absolut unannehmbar, rechtlich unmöglich und wirtschaftlich untragbar wäre.

Wenn am 1. Januar 1935 die Unkündbarkeit der Aufwertungshypotheken aufhört, so bedeutet das keineswegs, daß alle Hypotheken auch tatsächlich gefällig würden, sondern nur, daß der Gläubiger endlich wieder die Möglichkeit bekommt, über sein Eigentum zu verfügen. Der Sparerbund sei gerne bereit, wie dies schon vor Jahren in Württemberg vereinbart war, zusammen mit dem Haus- und Grundbesitzerverband Schiedsstellen einzurichten mit der Aufgabe, Vereinbarungen in solchen Fällen herbeizuführen, wo Gläubiger und Schuldner sich nicht unmittelbar einigen können. Wo derartige private Schiedsstellen nicht ausreichen sollten, könnten ja auch die Aufwertungsstellen angerufen werden, die allerdings in erster Linie auch die Bedürfnislosigkeit des Gläubigers zu prüfen hätten, dessen Recht auf die Rente seines Eigentums an vorderster Stelle stehen muß, nachdem er mehr als ein Jahrzehnt lang schwer geschädigt war.

Die „ewiggehende“ Uhr

Unterredung mit dem Erfinder des „Perpetuum mobile“

Man ist sehr mißtraulich geworden in der letzten Zeit. Besonders gegenüber allen Erfindungen, deren Erfinder sich rühmen, endlich jenes Perpetuum mobile konstruiert zu haben, das sich, nach den scheinbar unumstößlichen Gesetzen der Physik, überhaupt nicht konstruieren läßt. Und nun ist das Perpetuum mobile doch erfunden? Allen Gelegenheiten der Physik und Mechanik zum Trotz? Nein, — es ist unter Kugelarbeitung aller dieser Gelehrten entstanden, und daß es existiert, beweist die Ausstellung einer „von der Luft lebenden, ewig gehenden Uhr“ im Schaufenster eines der ältesten Berliner Uhrmachergeschäfte Unter den Linden.

Die erste Frage des ungläubigen Interviewers ist natürlich: „Und wenn sie doch einmal stehen bleibt?“, worauf der Uhrmacher, überzeugt von der Grobheit der Erfindung, die er in weitesten Käuferkreisen durchzulegen versucht, mit einem Lächeln erklärt, daß es sich dann ja um kein Perpetuum mobile, sondern um eine falsche Konstruktion handeln würde, mit der keine Geschäfte zu machen wären. „Und mit dem — Perpetuum mobile machen Sie Geschäfte?“ Der Uhrmacher, der die in modernem Stile hergestellte Uhr auf den Ladentisch aufstellte, um ihren „Motor“ zu erklären, bejaht diese Frage. Einige „ewiggehende“ Uhren seien bereits verkauft. Dieser Tage gehe eine sogar nach Südamerika. Das Interesse des Publikums an der Erfindung sei ständig im Wachsen.

„Wer hat diese Uhr denn nun eigentlich erfunden?“, fragt der neugierige Besucher und erfährt, daß es sich um einen Neuenburger Erfinder namens J. V. Reutter handelt, der sich bereits seit einigen Jahren mit diesem Perpetuum mobile beschäftigt, ohne daß es bisher reiflos geblieben sei. Erst die Zusammenarbeit Reutters mit einer schweizerischen Uhrenfabrik und mit der Compagnie Generale de Radiologie ermöglichte die Vollendung der Erfindung zu ihrer jetzigen Vollkommenheit.

„Vollkommenheit?“, fragt der Besucher, schon wieder ein wenig zweifelnd. „Wie lange wird dieses Perpetuum mobile denn ein — Perpetuum mobile sein, — das heißt, wie lange wird es sich denn „dauern bewegen“ und „von der Luft leben“? Vorant er erfährt, daß man mit gut und gern tauend Jahren rechnen könne, — eine Feststellung, die den Interviewer veranlaßt, sich doch nun erst einmal dieses phantastische Perpetuum mobile erklären zu lassen. „Was ist das viel zu erklären?“, sagt der Uhrmacher. „Wenn Sie einen Begriff von der Bedeutung dieser Erfindung haben wollen, dann kann ich Ihnen nur sagen, daß die Schöpfung der „ewiggehenden“ Uhr auf dem Gebiete der „Pendulerie“ gleichbedeutend ist mit der Erfindung des Radio für die Übertragung der Nachrichten. Die Atmosphäre wird als motorische Kraft benutzt.“ Also doch kein Perpetuum mobile? „Natürlich ein Perpetuum mobile, denn die Atmosphäre benutzt sich, wenn man so sagen darf, doch selbst als motorische Kraft.“

Dem Laien ist das ein wenig zu hoch. Viel besser versteht er schon, wenn ihm gesagt wird: „Diese Uhr, in deren hinterer Kapsel ein „Antriebssystem“ sitzt, wird von einem Temperaturunterschied von einem Grade Celsius 120 Stunden in Gang gehalten. Da sich die Temperatur in keinem Zimmer der Welt innerhalb 120 Stunden nicht um wenigstens einen Grad verändert, ist diese Uhr dauernd in Bewegung, dauernd in Gang, sie wird niemals stille stehen, sie ist die Uhr der Zukunft, wenn man sie erst noch billiger herstellen kann.“

„Ist sie denn so teuer?“, will der Besucher wissen und bekommt die Auskunft, daß der Preis im Vergleich zu ihren Vorzügen und ihrer unverwundlichen Lebensdauer ein „geringer“ sei; immerhin handle es sich um etwas über 200 Mark, und es bestehe natürlich das Bestreben, den Preis zu senken, um die Anschaffung weiten Volkskreisen zu ermöglichen.

„Ja, — aber wie ist das denn nun wirklich möglich geworden, — das Perpetuum mobile?“ Das mögen den Uhrmacher nun schon viele Besucher gefragt haben, denn er lächelt ganz eigentümlich und gibt die geforderte Erklärung: „Ein Vorex-U-Rohr ist mit Quecksilber, flüchtigem Gas und dessen getätigtem Dampf gefüllt. Die eine Seite des U-Rohres wird mittels einer Isolierschicht bei möglichst gleichmäßiger Temperatur erhalten, während die andere Seite der Luft und den Temperaturveränderungen ausgesetzt ist. Die Temperaturunterschiede zwischen beiden Seiten des U-Rohres verursachen verschiedenartigen Druck. Das Quecksilber wird auf die Seite mit geringerem Druck getrieben, was eine Bewegung des Gehäuses hervorruft, die sich durch ein Zahnrad auf das Uhrwerk auswirkt. Ein Temperaturunterschied von 1 Grad zieht die Uhr für 120 Stunden auf. Verstanden?“

Druck und Verlag: W. Kiefer'sche Buchdruckerei in Altensteig. Hauptvertriebsstelle: L. Lauf, Anzeigenleitung: Gust. Wobnlich, Altensteig, D.-M. S. 1. Nr.: 2100

Buntes Allerlei

Im Zeichen des Marina-Rummels

Der Personenkult der Prinzessin Marina hat sich in London, je näher die Königshochzeit rückt, zu einem wahren Rummel entwickelt. Es ist geradezu erstaunlich, wie enorm der Name der Prinzessin als Reklamemittel ausgebeutet wird. Der elegante Engländer schreibt selbstverständlich nur noch auf Marina-Briefpapier. Marina-Bonbons werden von einer großen Zuckerwaren-Fabrik als besondere Delikatesse angepriesen. Es sind angeblich die Lieblings-Bonbons der Prinzessin Marina — kann man es da der Bevölkerung verdenken, wenn sie den gleichen Bonbon lustigen will wie das neueste Mitglied des Königshauses? Auch eine Suppe, die der angebeteten Prinzessin besonders geschmeckt hatte, wurde von tüchtigen Köchen nach ihr benannt. Kein gutes englisches Vokal mehr, in dem nicht die Marina-Suppe auf der Speisekarte stünde. Am allermeisten aber hat die Bekleidungs-Industrie verstanden, sich die gute Reklamemöglichkeit zunutze zu machen. Ein „Königlich großbritannischer Farbentrat“, der vor einigen Wochen ins Leben gerufen wurde, beschloß, eine ganz besondere Modelfarbe zu kreieren und unter dem Namen der Prinzessin in den Handel zu bringen. So ist „Marina-Grün“ (ein zartes Jadegrün, leicht ins Türkisblau spielend) heute Trumpf geworden. Die Benennung der neuen Farbe erfolgte in einer großen Modelfarb, zu der die Spitzen der englischen Gesellschaft, die Königin Mary und ihre Hofdamen sämtlich in „marina-grünen“ großen Abendkleidern erschienen waren.

Die Rekord-Doppelwette

Einer der nicht viel Geld hatte und doch so leichtsinnig war, einmal auf der Rennbahn am Totalisator sein Glück zu probieren, hatte kürzlich beim Schlusssrenntag in Dresden außerordentliches „Schwein“ fünf Mark — mehr konnte er nicht riskieren — setzte er mit dem Instinkt eines Ahnungslosen auf die Kombination Rando-Tantris. Die Pferdchen liefen, legten... und aus den fünf Mark wurden 7655 (in Worten, Nebentaufendsechshundertundfünfundfünfzig!), denn der Toto zahlte die für Deutschland neue Rekordquote von 15 310:10. Der Glückliche war übrigens der einzige, der auf die scheinbar aussichtslose Verbindung gesetzt hatte.

101 Schüsse

Beim Eintreffen der Leiche des Königs von Südslawien im Hafen von Spalato (heute Split) schossen die dortigen Kriegsschiffe einen Salut von 101 Schüssen ab. Gar mancher wird sich schon gefragt haben, warum es gerade immer 101 Schüsse sind, die bei derartigen Feierlichkeiten abgegeben werden, und nicht 100, was naheliegender wäre. Man erzählt sich, daß, als Kaiser Maximilian einmal durch Augsburg kam, der dortige Magistrat befohlen hat, zu Ehren des Kaisers 100 Schüsse abzufeuern. Der Offizier, der mit der Abgabe des Saluts betraut war, bekam nach Abgabe der Schüsse plötzlich Zweifel, ob es 100 waren, und ließ zur Sicherheit noch einen Schuß weiter abfeuern. Daher die 101 Schüsse! Diese Zahl ist in den europäischen Ländern üblich. Der englische Salut beträgt jedoch nur 21 Schüsse, die abgeschossen werden, wenn der König auf englischem Gebiet empfangen wird, mit Ausnahme von Indien, wo ebenfalls 101 Schüsse gebräuchlich sind.

Strumpf-Schmuggel nach Frankreich

Ein österreichischer Geschäftsfreisender namens Katteling hatte einen herrlichen Plan ausgedacht, um einen größeren Posten teurer Damenstrümpfe nach Frankreich einzuschmuggeln. Zu diesem Zweck hatte der erfindungsreiche Schmuggler in der Toilette eines Wagens im D-Zug Warschau-Paris einige Schrauben an der Decke gelöst und hinter den abgenommenen Brettern ein paar ganz umfangreiche Palette verheimlicht. Alles wäre gut gegangen, wenn nicht die Herren Zollbeamten doch noch schlauer gewesen wären. Sie hatten nämlich rechtzeitig bei einer Durchsuchung des Wagens die verdächtigen Spuren an der Decke des Toilettenraums bemerkt, blieben jenseits der Grenze in Floß-Heidung im Zug und beobachteten dann, wie der Schmuggler dingung, um die glücklich über die Grenze gebrachte Ware zu holen. Und schon griff die Hand des Gelegten zu 378 Paar Strümpfe wären — beinahe — geschmuggelt worden...

Anekdoten und Scherzreden

Friedrich der Zweite hatte im Jahre 1781 die Kaffeerei eingeführt. Kaffeeschmüller durchzogen die Straßen, und das edle Getränk war durch die Steuer stark verteuert. Das Volk murrte. Als der König einst in Begleitung eines Reitfreies durch die Straßen Berlins ritt, sah er am Werderischen Markt einen Menschenauflauf. Er sand an einer Hausfront angehängt eine Karikatur, die ihn darstellte, wie er kümmerlich auf einem Fußstempel hockte, eine Kaffeemühle zwischen den Knien haltend, mit der Rechten mahlend und mit der Linken gierig nach den herausfallenden Kaffeeshöhen greifend. „Sängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausreden!“ rief er. Die Leute erklärten, waren still, und plötzlich zerrissen sie die Karikatur in Fetzen. Unter dem Jubel der Menge ritt der Alte Friu von dannen.

Büchertisch

Wie erkennt man den Krebs schon in seinen Vorläufen? Wie verhütet und heilt man ihn? Von Dr. med. Freiherr v. Seld. Preis 1.80 RM. Bruno Wilkens Verlag in Hannover-Buchholz. Vorrätig in der Buchhandlung Lauf in Altensteig.

Unter den zahlreichen Krankheiten steht heute keine so sehr im Brennpunkt des Interesses und ist keine so gefürchtet wie der Krebs. Aber durch die intensiven Forschungen des letzten Jahrzehnts ist es immer mehr gelungen, die Ursachen dieser schleichenden Erkrankung aufzudecken und besonders neuerdings erfolgversprechende Wege zu ihrer Bekämpfung zu finden. Dieses alles hat der Verfasser in einer Arbeit zusammengestellt, die in gleicher Weise sowohl dem Laien wie auch dem praktischen Arzte auf diesem schwierigen Gebiete zu dienen berufen ist. Eine besondere Darstellung finden die neuesten Forschungsergebnisse, z. B. das Ringold'sche Blutbild, die mit der Fildera-Anwendung erzielbaren Erfolge, sowie die neuerdings von Osio aus durch parallele Beobachtungen bestätigten Entdeckungen Professore von Beehmers. Alle bisher möglichen praktischen Anwendungen zur Verhütung und Heilung des Krebses werden auf das Genaueste entwickelt. Sie bieten bei rechtzeitiger Erkennung des Krebses oder gar seiner Vorstufen, was heute sehr wohl möglich geworden ist, nach Ansicht des Verfassers die denkbar günstigsten Aussichten. Aber selbst den bereits ausgebildeten Geschwülsten steht der Arzt heute nicht mehr hilflos gegenüber, so daß die Hoffnung berechtigt ist, diese Geißel der Menschheit bald endgültig beseitigen zu können.

